

Nr. 93. Bromberg, den 23. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(8. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder tat nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung taten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die anderen, in dem ihm wohl war, zu schärfen. Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selbst eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Eindringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Tätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm Ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch gibt ebenso schwer eine Furcht auf, als eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht getan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Unbehagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, im Bruder wieder den alten Träumer zu sehen, und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Einverständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefeln knarrten wieder: da ist er ja! und: nun wird's famos! läuteten seine Petschafte den alten Triumph. Die Stiefeln übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem Bruder zu verzeihen, daß er dagewesen. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden, und winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, er wolle es schon durchsetzen bei dem im blauen Rock. Der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es dem Jungen so angestrengt, als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr getan, was er nie tat, ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war's, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war, als von ihm entfernt. Denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder. Von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie beflecken in sein Begehren mitzureißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Aber Apollonius sollte nicht gehen. Und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Aber er wird sie nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann, der sonst alles, was Apollonius tun würde, schon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts tun, was er nicht billigen müßte, die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, das Geschäft und das Haus seines Vaters könne ohne Apollonius' Hilfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in der letzten Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andere im Begriff standen, es zu tun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigene starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte, stolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und

Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht. Der wackere Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet, die vermissen zu müssen ihn befremdet hatte. Er bot Apollonius seine Hilfe an. Er habe weder Frau noch Kinder, und Gott ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie's stand, und sich Gewißheit verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, nahm er den freundlichen Erbieter beim Wort.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, war seine Ehre aufrecht zu erhalten, auch nicht erfahren, daß sie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seine ganze Festigkeit und seine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und mußte ihm stündlich verzeihen. Es war schon nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eigenes Tun ihm erschien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile vertan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Verwirrung, was, mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Äußerung, jedem Tun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich, wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders einst ein schuldenfreies Geschäft als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen bis zur allmählichen Tilgung durch jährliche Abzahlungen stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der Tat zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchslos und mit Milde dar, was er getan und noch tun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit so vornehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt, mußte Apollonius frei schalten können. Und das ungestörte Zusammenwirken all der Tätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Vor allen Dingen mußte das Verkaufsgeschäft wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Waren geliefert und der Bruder sie für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; das Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware, und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und seine Kenntnis des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte, da er alt und arbeitsmüde war, ihm den Antrag die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber noch, wo er in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er dankte von den Leuten ab, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag begründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geselle mancher Veruntreuung sich schuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre, wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, tat alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten. Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich genügen lassen, ihn abzulohnen und das Haus ihm zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!" In dem Lachen klang eine Art Genugtuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte. „Der Federchensucher wär' ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, der ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehn ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollt' er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollt' er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, um mit ihr zusammenzukommen ohne mich. Damit er mich einschüchtern könnte, daß ich's leiden müßte, was er will. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich so viel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wär' anders gegen mich. Es ist sein böses Gewissen. Er wär' nicht so, wär' er nicht falsch. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt, als der Träumer!"

So bestärkte ihn, was Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde, nur in dem Gedanken, der ihn, je länger er ihn hegte und mit seinem Herzblut fütterte, um so weniger los ließ und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken. Er sah kein äußeres Hindernis mehr, das des Bruders verbrecherische Absicht verhindern konnte. Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! wohl schon geschehen war, und zwischen fiebrischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Gesell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte, und vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertrugen, solange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Orter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in besseren Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein. Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders hämmerte auf seinem gefährlichen Schiff, und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und den wohlverdienten Bissen sich abdarbt, um gut zu machen mit liebendem Eifer, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er selbst es glaubt. Und bedauert die Gläubiger, die sich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läg' es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens, und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand. Er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius' Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eigenen Herzen, als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet. (Fortsetzung folgt.)

Die Zechschuld.

Von Eugen Kalkschmidt.

In Berlin lebte um die Wende zum 19. Jahrhundert ein lustiger Musikant, der neben seinem guten Gehör samt dazugehörigem Taktstock die Gabe einer besonders witzigen Unterhaltung besaß. Er pflegte sie aber nicht in den ästhetischen Teegesellschaften der von Liebe, Mode und Literatur beschwingten Damenwelt, sondern ausschließlich unter Männern bei einem guten Tropfen, wo er denn in der muntersten Laune einen Kreis von gereiften Zechern oft stundenlang nicht aus dem Lachen herauskommen ließ. Das Weinhaus Unter den Linden, wo er sein alltägliches Kollegium abhielt, gewann alsbald einen Ruf, der durch die Güte seiner Kreszenzen nicht unbedingt gerechtfertigt war. Aber wenn der Geist des Kapellmeisters seine Purzelbäume schlug, floß auch ein bescheidener Säuerling unbeanstandet durch die Kehlen der lauschenden und lachenden Gäste.

Nun hatte der Musikus eine sonderbare Gewohnheit: er zahlte nie. Seit dem Tage seines Eintritts in das Wirtshaus war es ihm niemals eingefallen, nach der Zeche auch nur zu fragen. Hatte er sein Quantum erreicht, so erhob er sich rasch, verabschiedete sich kurz von den Genossen und schritt, den wallenden Mantel in lässiger Anmut um die Schultern geschlagen, stolz und mannhaft zur Türe hinaus, nicht ohne dem Wirt im Vorübergehen einen leutseligen Gruß zu entbieten.

Das dünkte diesem ehrenwerten Bürgersmann auf die Länge der Zeit etwas zu wenig. So sehr er daran gewöhnt war, Künstlern, Schauspielern und Literaten die Zeche zu stunden, so pflegte er doch darauf zu halten, daß auch diese unsicheren Kantonisten nach bemessener Frist ihre Schuldigkeit erledigten.

Er setzte sich also eines schönen Tages, während just der Kreis der Gäste in lautem Behagen um den Musikus versammelt war, an sein gewichtiges Schuldbuch, rückte die Brille zurecht und begann zu addieren. Zu subtrahieren gab es nichts, und so war es eine einfache Rechnung. Kopfschüttelnd und mit hochgezogenen Brauen stellte der wackere Mann binnen kurzem fest, daß der Herr Kgl. Kapellmeister mit 200 Reichstalern bei ihm in der Kreide saß.

Da mußte gehandelt werden. Der Wirt füllte eine Rechnung aus, winkte den Aufwärter heran und hieß ihn das inhaltsreiche Papier ungesäumt dem Kapellmeister übergeben, mitsamt einer ergebensten Empfehlung des Wirtes.

Der Musikus, der bei der Erzählung einer saftigen friderizianischen Anekdote just an der Stelle angelangt war, wo sie am saftigsten wurde, ließ sich keinen Augenblick beirren, warf einen flüchtigen Blick auf den Wisch und steckte ihn, während seine sprühenden Äuglein lustig im Kreise herumwanderten, gleichmütig in die Tasche: dann krönte er seine Anekdote mit einer so schlagenden Pointe, daß eine schallende Lachsalve den verwölkten Raum erschütterte. Hierauf erhob er sich und verließ, seiner Gewohnheit gemäß, nach kurzer Verabschiedung das Haus, ohne von dem Wirt, der ihm mit gezogener Kappe ein wenig schuldbewußt nachgeschwänzelt war, sonderlich Notiz zu nehmen.

Am anderen Tage blieb der Kapellmeister aus. Seine Freunde und Zuhörer fanden sich vollzählig ein und das Bedauern über seine Abwesenheit war groß. Man tröstete sich so gut es gehen wollte, sprach von diesem und jenem, aber die rechte frohe und beschwingte Weinlaune wollte sich nicht einstellen. Einer nach dem anderen verließen sie, ein wenig mißgestimmt, die Weinstube, und jeder kehrte in Gedanken zum heiteren Verlauf des gestrigen Dämmerschoppens zurück, der so unvergleichlich ergiebiger am Himmel der Erinnerung leuchtete.

Am nächsten und übernächsten Tage dasselbe Bild. Die Gäste saßen, enttäuscht und einsilbig, in kleinen Gruppen herum, während sie sich sonst gern zum großen Kreise vereint hatten. Ledern und träge flossen die Gespräche dahin und versandeten schließlich ganz. Mit kritisch gespitzter Zunge schmeckte ein jeder an seinem Schoppen herum. Hie und da fiel eine halblaute Bemerkung, daß dieser saure Mosel doch eigentlich einem ehrlichen Grüneberger zum Verwechseln ähnlich sei. Solche Feststellungen pflegen den Durst nicht eben zu erhöhen. Mit Befremden sah der Wirt die verdrießlichen Gäste an seinem guten Tropfen herumnörgeln; mit Sorge stellte er fest, daß der Verbrauch weit unter dem gewohnten Maß blieb, weil sich die Trinkstube weit früher als sonst entleerte.

An den folgenden Tagen verringerte sich der Kreis der Gäste zusehends ,und schließlich war die Tafelrunde des lustigen Musikanten völlig verflogen. Wo war sie hingeraten? Das sollte der Wirt gar bald erfahren.

Der Kapellmeister hatte seinen Zechertisch einfach ein paar Häuser weiter unter ein gastliches Dach der Charlottenstraße gestellt. Und kaum war es seinen getreuen Kumpanen bekannt geworden, wo er von nun an zu treffen war, als sie auch schon in hellen Scharen bei ihm einzogen, den alten Geist einer weltentrückten Gemeinschaft und beschwingte Heiterkeit von neuem zu beschwören.

Nun merkte der Weinwirt, daß er den Karren verfahren hatte. Wie war er wieder ins Gleise zu bringen? Er beschloß, selber in das Haus seines Zunftgenossen zu gehen und unauffällig zu prüfen, ob vielleicht dessen Weine ungleich besser seien als die seinigen. So setzte er sich am anderen Nachmittage um die bestimmte Dämmerstunde in einen abseitigen Winkel des siegreichen Weinhauses und sah nun in der Tat seine verlorenen Stammgäste in alter Fidelität um den lachenden Musikus geschart. Sie sprachen von Zecherschulden, und da in dem gewölbten Raume das gesprochene Wort vernehmlich widerhallte, wurde der Wirt zum unfreiwilligen Zuhörer und gleichsam auch zum geistigen Kostgänger oder Schuldner seines Schuldners. Denn der Musikus hub just an:

„Geldfragen sind fast stets peinliche Fragen, und wer sie nicht mit der nötigen Freiheit und Leichtigkeit zu nehmen weiß, dem können sie gar hochnotpeinlich werden. Ich kannte einen Studenten, der bei seinem Wirte ein paar Grad unter Null in der Kreide stak. Der Wirt schickt ihm eines Tages den Aufwärter mit der Frage: wann der Studiosus wohl belieben werde zu zahlen? Der Student denkt nach, wiegt den Kopf, erhebt sich würdevoll und fragt zurück: „Wie kann ich das wissen? Bin ich ein Prophet?"

In das Gelächter stimmte unser Wirt in seiner Ecke halblaut und widerwillig ein. Dann ging er heim, denn ihm war nun klar geworden, daß er sich in dieser Sache nur durch eine feine und erlesene Diplomatie vor größerem Schaden bewahren könne.

Zu Hause fertigte er zwei saubere Rechnungen aus, eine jede auf den Betrag von hundert Talern lautend und dem Kapellmeister zugeschrieben. Diese beiden steckte er anderen Tags in die Tasche seines Bratenrockes, setzte sein[en] Zylinder auf und begab sich, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit — etwa wie ein Priester, der zum Opferaltar schreitet — in die Wohnung des Musikus, den er in bester Laune über seinen Partituren antraf.

„Herr Kapellmeister," begann er mit tiefer Verbeugung, „es ist mir wahrlich recht leid gewesen, Ihnen durch meine ungeschickte Mahnung den gewohnten Aufenthalt in meinem schlichten Hause verleidet zu haben. Nichts für ungut, verehrter Meister. Ich weiß sehr wohl, wie man Leuten von Genie begegnet. Sehen Sie hier —" und damit entfaltete er seine beiden Zettel — „unser Schuldbuch sei geteilt, wie der edle Dichter sagt. Mit diesem Riß streiche ich die Hälfte Ihrer Schuld. Ich hoffe, Sie verübeln mir dies nicht und bleiben mein geehrter Gast wie zuvor!" Damit überreichte er mit abermaligem Kompliment dem Musikus die andere Rechnung.

„Verübeln?", sagte dieser, indem ein schalkhafter Blitz über sein Antlitz huschte, „durchaus nicht! Aber darf ich mich von Ihnen an Großmut übertreffen lassen? Sehen Sie hier — und damit zerriß er auch die zweiten hundert Taler in Fetzen — „mit diesem Opfer sei die leidige Sache vollends abgetan. Nun sind wir quitt, nicht wahr?"

Der Wirt, vor Überraschung starr und stumm, vermochte diese ebenso verblüffende wie genialische Lösung nur mit einem neuen Bückling zu quittieren. Er empfahl sich viel schneller, als er eingetreten war. Aber er hatte die Genugtuung, fortan den lustigen Musikanten wieder wie ehedem täglich im Kreise seiner Getreuen als die heiterste Zechgesellschaft seiner Weinstube begrüßen zu dürfen.

Ein Bräutigam für fünf Pfund.

Eine sonderbare Eheangelegenheit beschäftigte dieser Tage einen Londoner Gerichtshof. Es handelt sich um einen Bigamieprozeß, der selbst in der abwechslungsreichen englischen Gerichtschronik kaum seinesgleichen haben dürfte.

Der Angeklagte, dem zur Last gelegt wird, zweimal nacheinander geheiratet zu haben, ist ein Kellner namens Kellaway. Allerdings steht es nicht fest, ob dies der wirkliche oder nur der Spitzname dieses sonderbaren Gesellen ist, der der Polizei bereits öfter zu tun gab. Kellaway hat sich der Bigamie schuldig gemacht; er hat um die Bagatelle von fünf englischen Pfund eine zweite Frau geehelicht, mit der er kein Wort gewechselt, ja nicht einmal ihren Namen gekannt hat.

Wie er zu dieser sonderbaren Ehe kam, darüber wußte Kellaway dem Gerichtshof in der Bow Street folgende erbauliche Geschichte zu erzählen:

Kellaway pflegte seine Abende in einer eleganten Bar der City zu verbringen. Er kam hierher, um gelegentlich Diebstähle zu verüben, und es war dem geriebenen Gauner bereits manch guter Fang in diesem Lokal, zu dessen Stammgästen er zählte, gelungen. Eines Abends trat auf

ihn ein Unbekannter zu, stellte sich als Eduard King vor und proponierte dem Abenteurer ein Geschäft. Man könne dabei, bemerkte King, zwar nicht viel verdienen, aber es gehe ohne jede Mühe und das Ganze nehme kaum eine halbe Stunde in Anspruch.

Kellaway fragte nun nach der Höhe des Betrages. Erst als ihm King die Mitteilung gemacht hatte, daß er seine Bemühungen mit fünf Pfund Sterling belohnen würde, erkundigte sich der saubere Kumpan, was er für diesen Betrag zu leisten habe.

„Die Sache", erklärte King, „ist sehr einfach. Sie müssen eine Französin heiraten, die vorgestern in London eingetroffen ist und die durch diese Ehe ihren Namen ändern will." Kellaway ging auf dieses Geschäft ohne Bedenken ein. King begleitete den „Bräutigam" zum Registre Office, um die Autorisation zu einer Ehe zu erlangen. Es wurden ihm falsche Papiere zur Verfügung gestellt und die Eheschließung für den zweitnächsten Tag anberaumt.

Zur vereinbarten Zeit trafen sich King und Kellaway im Kaffeehaus. King nahm ein Automobil und führte Kellaway in ein zweites Lokal. Hier wurde der „Bräutigam" einer sehr elegant angezogenen und hübschen Frau vorgestellt. Kellaway begrüßte höflich seine Braut, sie nahm sich aber nicht die Mühe, den Gruß zu erwidern. Als Kellaway sah, daß sie nicht zu bewegen sei, mit ihm zu sprechen, sprach er auch kein Wort mehr. So kamen sie stumm beim Registre-Office an. Im Vorzimmer wurden sie von einer zweiten Französin, der Freundin der Braut erwartet, die bei der Trauung als Zeugin fungierte. King war der zweite Trauzeuge, und zehn Minuten später verließen Kellaway und die Unbekannte, die ihren Namen dem Standesbeamten als Mary Lecomte aus Paris bekanntgegeben hatte, das Standesamt. Vor dem Tore stieg die „junge Frau" mit ihrer Freundin in ein Autotaxi und fuhr davon, Kellaway gaffte eine Weile dem Auto nach, nahm dann von King Abschied und ging mit fünf Pfund in der Tasche ins Stammkaffee.

Allerdings hatte die Geschichte ein Häkchen: Kellaway war nämlich bereits verheiratet, ein Umstand, den er vor dem Auftraggeber King geheimhielt. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe von acht Monaten verurteilt.



Bunte Chronik



* **Auf Wiederschauen!** Statt des schlichten und natürlichen Abschiedsgrußes: „Auf Wiedersehen!", der mit Beginn des Krieges statt des „Adieu!" aufkam, hat sich vielfach „Auf Wiederschauen!" eingebürgert. Das ist eine von den Sprachdummheiten, an denen unsere Zeit so reich ist; sie hat ihren Ursprung wahrscheinlich in dem Bedürfnis eines Snobs, sich auch bei einer so alltäglichen Sache wie dem flüchtigen Abschiednehmen besonders von der gemeinen Menge abzuheben und das gewöhnliche „Auf Wiedersehen" zu vermeiden. Zwischen Schauen und Sehen macht aber unsere Sprache einen feinen Unterschied, der sich dahin zusammenfassen läßt, daß Schauen das längere Verweilen des Auges auf einem Gegenstand bedeutet und etwa gleichen Sinnes mit Betrachten ist, während Sehen eben nur so viel wie das Wahrnehmen mit dem Auge ist. Polykrates schaut auf das beherrschte Samos hin, weil er seine Augen über die Stadt oder die Insel längere Zeit schweifen läßt, weil er seine Betrachtungen darüber anstellt. Es fällt niemandem ein, zu fragen: werde ich dich morgen wiederschauen?, sondern jeder vernünftige Mensch sagt: werde ich dich morgen wiedersehen? Sagt also jemand beim Abschied „Auf Wiederschauen", so drückt er sprachlich damit aus, daß er seinen Freund oder seine Freundin beim nächsten Zusammentreffen gründlich zu betrachten gedenkt. Etwa wie ein Fleischbeschauer einen Schinken untersucht. Diese nützlichen Leute nennt man eben mit gutem Recht nicht Fleischbeseher, sondern Fleischbeschauer. Im letzten Falle ist „Auf Wiederschauen!" eine gedankenlose Ziererei.

*

* **Filmsterne, die mit Füßen getreten werden.** Eine ergötzliche Anekdote vom amerikanischen Staatssekretär Hughes bringt die „Morning Post". Hughes war gelegentlich seiner Informationsbesuche auch mit dem Leiter einer der größten englischen Filmfabriken bekannt geworden. Der amerikanische Staatsmann, der sich über alles, was die Industrie und den Handel Europas betrifft, eingehend zu unterrichten bemüht war, benutzte gern die Gelegenheit, um sich über die Entwicklung der Filmindustrie in England von einem Sachverständigen informieren zu lassen. Im Laufe der Unterhaltung fragte Hughes auch, was denn aus den alten unbrauchbaren Filmen würde. „Die verkaufen wir wieder", bemerkte der Industrielle. „Durch einen besonderen chemischen Prozeß werden die alten Filme aufgelöst, und die Masse findet dann bei der Schuhwarenfabrikation die verschiedenste Verwendung. Man macht aus ihr Leim, Gummiabsätze und Sohlen, die in bezug auf Ansehen und Haltbarkeit den Vergleich mit denen aus Leder aufnehmen könnten." Der Amerikaner lächelte und bemerkte dann: „Sie haben mir da eine interessante, gleichzeitig aber auch nicht eben angenehme Neuigkeit vermittelt. So oft ich jetzt meine Stiefel anziehe, werde ich das mit dem unangenehmen Gefühl tun, auf irgendeinen der Helden oder der Heldinnen des Films zu treten. Vielleicht kommen mir dabei sogar Mary Pickford und Douglas Fairbanks unversehens unter die Füße."

*

* **Endlich mal eine künstlerische Kritik!** Im „Wasserburger Anzeiger" lesen wir folgende erschütternde Theaterkritik: Aus N. wird geschrieben: Die Theatergruppe N. ließ sich wieder auf der Bühne sehen. Es waren gut gewählte Stücke. „Gesühnte Untreue", bei dem kein Auge trocken blieb. H. Hundschell als Heimkehrer von sibirischer Gefangenschaft findet seine Braut treulos verführt, sein Herz gebrochen. Mit ganzer Kraft hat dieser die Rolle tadellos gespielt. Feistner, der Verführer (H. Daumoser Blasius) hat wieder seinen Mann gestellt. Keine Reue, nur Rache war sein Losungswort. Frl. Wetterstetter Lina als Braut hat gelitten, das haben ihre wahren Tränen auf der Bühne gezeigt; alles sagte, ausgezeichnet gespielt. Besonderes Lob verdient H. Bichelmeier, Otto, der als Gefängniswärter allen Zuhörern Tränen entlockte. Frl. Maria Meier hat ihr Bestes geboten. Wetterstetter Martin, Spanrad Josef und Mühlpointner Anni haben jedes das Beste beigetragen, das Stück zu verherrlichen. Das zweite Spiel „Benzel und Benzerl" hatte einen solchen Lacherfolg, daß minutenlang alles im Lachkrampf war. Es wurde immer der Wunsch laut, spielt nochmals. Wer es noch nie gesehen, der komme, es wird niemand reuen. Siehe Inserat.

*

* **Eine Hochzeit mit Hindernissen.** In kleinen Kreisstädten gibt es bekanntlich wenig Sensationen. Und doch hat sich dieser Tage in Pyritz, an der Eisenbahnstrecke Küstrin—Stargard, ein Ereignis abgespielt, das tief in das Leben dieses Städtchens eingegriffen hat. Das Brautpaar saß bereits in festlicher Stimmung in der Kutsche, um zum Standesamt zu fahren, als plötzlich in die Stille des sommerlichen Nachmittags die bekannten Signale der Freiwilligen Feuerwehr erklangen. Die Pferde vor der Brautkutsche spitzten die Ohren und wurden sichtbar unruhig; sie wußten erfahrungsgemäß, daß sie ihre Pflicht zu erfüllen haben. Der Kutscher kratzte sich verlegen hinter seinen Ohren, hielt an und spannte kaltblütig die Pferde aus, die bestimmt waren, bei Feueralarm die Spritze zu ziehen. Der Bräutigam hielt es noch einige Zeit in der einsam stehengebliebenen Kutsche aus, dann aber sprang er resolut aus dem hochzeitlichen Wagen und raste seiner Wohnung zu, um sich in die Uniform eines Chargierten der Feuerwehr zu werfen, und auch die Hochzeitsgäste taten, wenn auch mit gemischten Gefühlen, ihre Bürgerpflicht. Einige Stunden später bestieg das Brautpaar an derselben Stelle die Hochzeitskutsche, und nun ging endlich alles nach Wunsch.

*

* **Der Schrei.** Der bekannte französische Schauspieler Lucian Guitry spielte eines Tages in einem neuen Stück eine Rolle als ein Herr Georges Betheuil. Seine Hauptgegenspielerin war ein Fräulein F. G., welche ihm persönlich sehr befreundet war. In einer Szene des Stückes hatte sie laut aufschreiend seinen Namen zu rufen. Kurz, ehe diese Stelle herankam, merkte sie — in der Premiere — plötzlich, daß sie vergessen hatte, wie ihr Freund in dem neuen Stücke hieß. In aller Eile zermarterte sie ihr Hirn, während sie die weiteren Reden und Gebärden mit ihm tauschte. Je mehr sie nachsann, desto aufgeregter wurde sie, und je aufgeregter sie wurde, desto weniger fiel der Name ihr ein. Schließlich machte sie sich mittels eines Impromptus dicht bei ihm zu schaffen und flüsterte ihm, während er sprach, aufgeregt zu: „Wie heißt du doch?" An seinem verständnislosen Blick merkte sie aber, daß er ihre Frage nicht verstand, und wiederholte in fliegender Hast während seiner nächsten Gegenrede: „Ich habe deinen Namen vergessen, sag' doch schnell, wie du heißt", und mit noch erstaunterem Blick antwortete er: „Lucian Guitry". Die arme Schauspielerin mußte sich wenige Minuten später an der kritischen Stelle mit einem unartikulierten Schrei begnügen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.